

KOMPAKT

BUCHMARKT

Kommission gegen Buchpreisbindung

Die Monopolkommission, die die Bundesregierung in Wettbewerbsfragen berät, empfiehlt die Abschaffung der Buchpreisbindung. Die Preisbindung für Bücher sei ein schwerwiegender Markteingriff, dem ein nicht klar definiertes Schutzziel gegenüberstehe, heißt es in einer Mitteilung zu einem am Dienstag veröffentlichten Sondergutachten der Kommission. Es sei fraglich, ob die Buchpreisbindung einen „kulturpolitischen Mehrwert“ schaffe, der den Markteingriff rechtfertige. Kulturstatsministerin Monika Grütters (CDU) reagierte empört. „Die Empfehlung der Monopolkommission macht mich fassungslos“, sagte Grütters laut Mitteilung. Sie unterhöhle die jahrelangen Bemühungen der Bundesregierung, den unabhängigen Buchhandel und die Verlage als Garanten der literarischen Vielfalt zu schützen. Sie werde sich weiterhin mit aller Kraft für den Erhalt der Buchpreisbindung einsetzen, sagte die Politikerin. Der Börsenverein des deutschen Buchhandels verwies auf den Koalitionsvertrag, in dem der Preisbindung eine unverzichtbare Rolle für die Vielfalt des deutschen Buchmarktes zugesprochen wird.

LITERATUR

Marbach kauft Brentano-Nachlass

Das Deutsche Literaturarchiv Marbach hat den Nachlass des Schriftstellers Bernard von Brentano (1901-1964) gekauft. Das Archiv umfasst nach Angaben des Archivs von Dienstag Manuskripte zu gedruckten und ungedruckten Romanen, Erzählungen, Theaterstücke, Essays und Kritiken. Zum Bestand gehören auch Korrespondenzen unter anderem mit Theodor W. Adorno, Gottfried Benn und Sigmund Freud. Brentanos Frau Margot hatte bereits 1984 Teile des Nachlasses ihres Mannes als Leihgabe nach Marbach gegeben.

BILDENDE KUNST

Gerhard Thieme mit 90 Jahren gestorben

Der Bildhauer Gerhard Thieme ist am Sonntag mit 90 Jahren in Berlin gestorben, wie seine Familie am Dienstag mitteilte. Vor allem in Berlin hinterlässt er zahlreiche Brunnen und Skulpturen. 1928 im sächsischen Rüsdorf geboren, war Thieme mit der Erzgebirgischen Tradition des Holzschnittens aufgewachsen. Er studierte Kunst zunächst in Dresden, später in Berlin-Weißensee. Von 1952 bis 1956 war er Meisterschüler bei Fritz Cremer an der Akademie der Künste in Ostberlin. Zusammen mit Cremer nahm er 1956 Bertolt Brecht in dessen Sterbezimmer die Totenmaske ab. In Berlin werden Bronzeplastiken wie die Tröpfelbrunnen „Kletternde Kinder“ und „Berliner Typen“ an ihn erinnern.

ARCHÄOLOGIE

Neues Skelett in Pompeji ausgegraben

Der Mann war anscheinend auf der Flucht vor der Vulkanasche in Pompeji, als er von einem Steinblock erschlagen wurde – darauf deuten erste Untersuchungen eines Skeletts hin, das Archäologen in der Ruinenstätte bei Neapel gefunden haben. Das Opfer des Vulkanausbruchs aus dem Jahre 79 sei das erste, das bei den neuen Ausgrabungen in Pompeji entdeckt wurde, teilte das italienische Ministerium für Kulturgüter und Tourismus mit. Der Brustkorb des Mannes war von dem Steinquader zerquetscht worden. Nach ersten Untersuchungen handelte es sich um einen erwachsenen Mann von mehr als 30 Jahren.

Frühjahr 2018: Ganz Italien spricht von der „dritten Republik“. Die erste hatte das Volk selbst gewollt. Am 2. und 3. Juni 1946 darüber befragt, ob Italien eine Monarchie bleiben oder künftig eine Republik sein solle, stimmten 54,3 Prozent der Italiener gegen ihren König, der mitsamt seiner Familie ins Exil nach Portugal ging.

Fast 50 Jahre lang wurde Italien danach unter den Auspizien des Kalten Krieges eine blockierte Demokratie: Weil die Kommunistische Partei, der PCI, von der Regierung ausgeschlossen war, blieb die zweite große Partei, die christdemokratische DC (Democrazia Cristiana), auf die Macht abonniert, die sie mit wechselnden kleinen Partnern teilte. Dieses System ging 1992 in einem Strudel von Skandalen unter, der als „Tangentopoli“ (Schmiergeldstadt) über Italien hinaus Bekanntheit erlangte. In Mailand hatte der Staatsanwalt Antonio Di Pietro einen Schmiergeldsumpf trockengelegt. Während die Ermittlungen immer weitere Kreise zogen, verlor das Kartell der Altparteien erdrutschartig jeden Kredit.

Zum Hauptprofiteur des politischen Erdbebens von Mailand wurde ausgerechnet der zwielichtige Industrielle Silvio Berlusconi, vermutlich selbst einer der Akteure von Tangentopoli. Am 26. Januar 1994 gab Berlusconi bekannt, „in den Ring zu steigen“. Er holte mit seiner neu gegründeten Mitte-rechts-Formation die absolute Mehrheit in der Abgeordnetenkammer und wurde erstmals zum Premierminister gewählt – ein Amt, das er seither dreimal und insgesamt zehn Jahre lang bekleidete. Berlusconi, dessen Charisma maßgeblich auf seinem Erfolg als Unternehmer gründete, wurde damit zur prägenden Gestalt dieser „zweiten Republik“. Zwar übernahmen periodisch auch immer wieder in ihrer Zusammensetzung wechselnde Mitte-links-Bündnisse die Macht, doch nutzten sie sich jedes Mal schnell wieder ab und zerbrachen schließlich an Konflikten über wirtschaftliche und politische Reformen.

Dieser Fragilität fiel die zweite Republik schließlich zum Opfer: Unter der durch den Euro noch verschärften, inzwischen seit mehr als einem Jahrzehnt anhaltenden Wirtschaftskrise brach am Wahlabend des 4. März 2018 das Parteiensystem zusammen. Das vor fünf Jahren mit einer Reformagenda angetretene Mitte-links-Lager hatte sich als unfähig erwiesen seine Versprechungen einzulösen und stattdessen den Italienern immer höhere Lasten zugemutet. Als sich daraufhin schließlich die politisch amorphe Protestbewegung Fünf Sterne und die rechte Lega als Partner der erstaunten Öffentlichkeit präsentierten, wurde prompt die „dritte Republik“ ausgerufen – wenn auch etwas voreilig, denn der designierte Premier Giuseppe Conte warf das Handtuch, noch bevor ihn Staatspräsident Mattarella vereidigen konnte.

Die Römer der Antike kannten nur eine Republik, die *res publica*. Sie allerdings war als politisches System so anpassungsfähig, dass sie allem Wandel zum Trotz 500 Jahre Bestand hatte. Als aristokratisches Projekt der Machtmopolisierung durch Roms alten Adel, das Patriziat, rund 250 Jahre nach Gründung der Stadt anstelle des Königtums geschaffen, öffnete sich die Republik schrittweise der aufstrebenden ple-



Freiheitskampf, blutig: „Der Tod Cäsars“, wie ihn der Maler Jean-Léon Gérôme 1867 malte

Eine Göttin namens Freiheit

Im alten Rom ging die Republik unter, weil Populisten das Volk gegen verbohrt Elite aufhetzten. Kommt Ihnen bekannt vor? Ein Italien-Grundkurs aus aktuellem Anlass.

Von Michael Sommer

bejischen Elite. Eine neue Führungsschicht entstand: die Nobilität, die über Jahrhunderte das Heft fest in der Hand hielt und dafür sorgte, dass ihr keine Konkurrenz erwuchs.

So kompetitiv das Ethos der Nobilität war und so sehr im römischen Senat, wo man unter sich war, die Fetzen fliegen mochten – von solchem Zwist drang nichts nach außen. Dem römischen Volk, das in der Volksversammlung über die Besetzung der Magistraturen zu entscheiden hatte, trat die Nobilität als

monolithischer Block gegenüber. Dass politische Inhalte öffentlich diskutiert wurden, war deshalb a priori ausgeschlossen. Solche Fragen gehörten hinter die verschlossenen Türen der Kurie, aber nicht aufs Comitium, wo sich die Volksversammlung traf. Wer als Kandidat das Rennen machte und höchste Ämter wie die Prätur oder gar den Konsulat bekleidete, hing selbstverständlich auch von persönlichen Qualitäten ab, vor allem aber davon, wie effektiv man soziale Netzwerke mobilisierte. Jeder römische Aristokrat besaß Heerschaaren von Klienten, deren Stimmen er im Ringen um die Macht in die Waagschale werfen konnte.

Entsprechend schwer hatten es politische Newcomer. Cicero ist das berühmteste Beispiel. Als „neuer Mann“, *homo novus*, konnte er es nur deshalb zum Konsul bringen, weil sich bei ihm außergewöhnliche Redebegehung mit untrüglichem politischen Gespür verband. In dieser Beziehung sind die Italiener die wahren Enkel der Römer: Auch bei ihnen ist die politische Klasse so hermetisch abgeschlossen wie engmaschig verflochten. Ein Gespinnst von Klientelismus und persönlichen Verpflichtungen durchzieht alle Ebenen des Staates bis hinunter zum kleinsten Verwaltungsbeamten. Wer welchen Posten bekleidet, hängt weniger von Qualifikation ab als von der Fürsprache einflussreicher Patrone. Und ähnlich wie im Rom der Antike ist die politische Debatte nahezu losgelöst von Inhalten.

Im alten Rom kündigte den Konsens der Nobilität ein kleiner Kreis aus ihren eigenen Reihen: Demagogen vom Schlage eines Tiberius und Gaius Gracchus, eines Marius, eines Caesar. Sie stellten ihr Machtstreben konsequent über die Spielregeln der Nobilität und politisierten die Massen, indem sie gegen jede Tradition die Volksversammlung mit politischen Entscheidungen konfrontierten. Sollten arme Bürger Land erhalten? Sollte der Staat Lebensmittel an

Bedürftige verteilen? Die „Popularen“, wie solche Politiker bald genannt wurden, versprachen dem Wahlvolk das Blaue vom Himmel und ließen sich vom Enthusiasmus der Massen in hohe Ämter tragen. „Herren der Welt“ nenne man sie, rief etwa Tiberius Gracchus dem auf dem Comitium versammelten Volk zu, „doch in Wahrheit gehört ihnen nicht eine einzige Ackerkrume“.

Was fürsorglich klang, war tatsächlich von Eigeninteresse geleitet: Tiberius' Karriere hatte schwere Schlagseite erlitten, seit er als junger Offizier an einer römischen Niederlage in Spanien beteiligt gewesen war. Doch als römischer Aristokrat von echtem Schrot und Korn fand er sich nicht damit ab, in der zweiten Reihe zu stehen und so hinter den Leistungen seiner Ahnen zurückzubleiben. Er trat die Flucht nach vorne an und wählte den „popularen“ Weg des Machterwerbs: Statt seine Kandidatur mit dem Standesgenossen im Senat abzustimmen, wandte er sich mit einem politischen Programm direkt ans Volk.

Der Geist war damit aus der Flasche und ließ sich nicht wieder einfangen: Die Einheit der Nobilität war dahin, die Republik in Trümmern. Sie machte aber keiner „zweiten“ Republik Platz, sondern dem Prinzipat: einer Monarchie, die sich nur notdürftig als restaurierte Republik tarnte.

Cicero hatte vor den Umtrieben der Popularen gewarnt: „Vabanquespieleler“ seien diese Männer, „jähzornig“ und „gewissenlos“, allesamt „Taugenichtse“, „Pack“, dem man die *res publica* auf keinen Fall anvertrauen dürfe. Das Vokabular erinnert frappierend an die Verbalinjurien, mit denen Politiker heute wieder aufeinander eindreschen.

Freilich verkannte der Starredner der späten Republik völlig, dass Roms Bevölkerung unter realen Gravamina litt, die erst durch das Wirken der Popularen einen politischen Resonanzboden fanden. Dass die Volksversammlung an den Lippen von Männern wie Tiberius

und Gaius Gracchus hing, war auch der Taten- und Verständnislosigkeit der Nobilität zu verdanken, die sich jahrzehntlang nur um sich selbst, aber niemals um die Sorgen und Nöte der einfachen Bürger gekümmert hatte.

Pikanterweise führten im politischen Kampf der untergehenden römischen Republik beide Seiten die Freiheit, Libertas, im Mund. Nachdem Caesar auf dem Marmorfußboden des Pompeiustheaters verblutet war, setzten sich seine Mörder die Zügel in die Hand und riefen jubelnd Ciceros Namen aus. Der kehrte prompt in die aktive Politik zurück und hielt flammende Reden gegen den neuen starken Mann, Marcus Antonius, dem er vorwarf, er trete die Libertas mit Füßen. Unter „Freiheit“ verstand Cicero die Freiheit des Aristokraten, sich seinen Begabungen und Neigungen entsprechend in der *res publica* politisch entfalten zu können. Für die Gegenseite hingegen war Cicero der Tyrann, die Nobilitätsherrschaft ein oppressives System. Nicht umsonst errichtete Ciceros Intimfeind Clodius, nachdem er seinen Widersacher ins Exil getrieben hatte, auf den Ruinen von Ciceros Haus einen Tempel für die Göttin Libertas.

Droht jetzt analog zur römischen Republik in Italien der Verlust der Freiheit? Treibt Italien in die Unregierbarkeit oder gar in die Diktatur eines starken Mannes? Zur Beantwortung dieser Fragen kann der Blick auf jene andere, die römische Republik nichts beitragen. Ihre Erfahrung jedoch lehrt, dass Freiheit im Auge des Betrachters liegt: Die Freiheit der Elite kann stets auch die Entmündigung der großen Mehrheit bedeuten. Wollen wir das?

Der Autor ist Professor für Alte Geschichte an der Universität Oldenburg. 2016 erschien von ihm der Band „Römische Geschichte. Von den Anfängen bis zum Untergang“ (Kröner, 866 Seiten, 29,90 Euro).

Liebe Mama, was hat dir an der RAF gefallen?

Familientherapie: In der Doku „Sympathisanten“ will ein Sohn herausfinden, was die Terroristen für seine Eltern so interessant gemacht hat

Als Felix Moeller noch ein Kind war, stand eines Morgens eine italienisch Antiterrorereinheit vor dem Ferienhaus seiner Eltern in der Toskana. Die durchs Megafon gebrüllten Anweisungen der Polizei ließen ihn die Fensterläden seines Zimmers öffnen und beim Anblick der Hundertschaft direkt wieder schließen. Sein Stiefvater rief daraufhin panisch Richtung der Polizisten, das sei sein Kind, sie sollen bitte nicht schießen. Die Familie verließ die Villa, und die italienischen Beamten begannen mit der Hausdurchsuchung.

VON FELIX ZWINZSCHER

In deutschen Zeitungen stand am nächsten Tag: „Polizei durchsucht Schlöndorff-Villa in Italien.“ Das war im Sommer 1976, Felix Moeller war gerade elf Jahre alt. Sein Stiefvater, der Regisseur Volker Schlöndorff, und seine Mutter, die Schauspielerin und Regisseurin

Margarethe von Trotta wurden verdächtigt, RAF-Mitglieder in ihrem Ferienhaus in der Nähe von Florenz zu verstecken. Gefunden wurde nur ein alter Revolver.

Heute ist Felix Moeller 53 Jahre alt, Historiker und Regisseur von Dokumentarfilmen. Etwas Kindliches hat er trotzdem noch, besonders wenn er seine Eltern in der Kino-Doku „Sympathisanten“ etwas ungeschickt mit der Vergangenheit konfrontiert. Margarethe von Trotta wohnt inzwischen auf wohligh knarrenden Dielen in einer Pariser Wohnung. Dort kramt sie gemeinsam mit Sohn Felix nach ihren Tagebüchern aus der Zeit des Deutschen Herbstes. Eine Zeit, in der von Trotta sich als Mitglied der Roten Hilfe für bessere Bedingungen für die RAF-Häftlinge eingesetzt hat. „Setz dich schon mal“, ruft sie aus dem anderen Zimmer, während Moeller mit einem Stapel Heftchen zum Esstisch geht.

Später sitzt Moeller dann am Esstisch im Salon von Volker Schlöndorffs Villa in Potsdam-Babelsberg. Fischgrätenparkett auf dem Boden, Art-déco-Stühle im Hintergrund und schlechtes Wetter draußen. Auch sein Stiefvater hat Heftchen, sie sind von Hermès, Louis Malle schenkte ihm sein erstes. Auch in ihnen stehen persönliche Erinnerungen an die Zeit, als die Rote Armee Fraktion im Untergrund der alten Bundesrepublik lebte und bombte. Auch Schlöndorff galt als Sympathisant, hat hier und da mal ein bisschen geholfen, bereut bis heute wenig.

Alles Zutaten für eine Familientherapie, die sich sicherlich viele in der Bundesrepublik wünschen würden. Schließlich hat sich auch unter den Matten der Achtundsechziger einiges an Müff über die Jahre angesammelt. Nicht nur Politisches, auch viel Familiäres. Es wäre an der Zeit, dass sie sich ihren härtesten Anklägern stellen – ihren Kindern. Und

Felix Moellers „Sympathisanten“ hätte durchaus die Mittel dazu gehabt: berühmte Eltern, privilegierten Zugang, das notwendige Handwerk als Historiker und als Dokumentarfilmer, 50 Jahre Gegenkultur.

Doch die Szenen am Esstisch bleiben Randstücke und werden ständig unterbrochen durch Montagen aus Originalaufnahmen von Demonstrationen, Fahndungsplakaten und „Tagesschau“-Kommentaren. Marius Müller-Westernhagen singt „Grüß mir die Genossen“, und Ton, Steine, Scherben rufen „Der Kampf geht weiter“. Jede historische Figur – von Helmut Schmidt über Franz Josef Strauß bis Heinrich Böll – darf in alten Fernsehausschnitten einmal das Wort „Sympathisant“ sagen, immer in einem anderen Zusammenhang. Moeller wandelt durch Ausstellungen über die RAF, zeigt Szenen aus „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“ oder „Die bleierne Zeit“.

Die Möglichkeit der Intimität ertrinkt in der Beliebigkeit bundesrepublikanischer RAF-Folklore. Dabei übersieht man fast die Glanzlichter: Zum Beispiel Christof Wackernagel, der sich furchtbar darüber echauffert, dass Sympathisanten wie von Trotta und Schlöndorff bis heute versuchen, ihn in Schutz zu nehmen. Vehement ruft der 66-Jährige, dass er nicht in die RAF reingerutscht sei, weil er zu jung war. Er habe sich explizit dafür entschieden. Den Paternalismus seiner berühmteren Zeitgenossen braucht er nicht.

Moeller gelingt es nicht, diese privaten Sichtweisen der Zeitzeugen auf die Geschichte miteinander zu konfrontieren. Das Material bleibt isoliert und damit bedeutungslos. Kurz vor Schluss von „Sympathisanten“ ist er dann ganz bei sich. „Ich bin mir nicht sicher, ob ich jetzt mehr verstanden habe“, sinniert er aus dem Off. Und ist damit endlich ganz nah am Zuschauer.